

Die »Neuen«

Lern- und Entwicklungschancen für die Gemeinden

Mit Neuhinzugekommenen können die Gemeinden ihren eigenen Glauben neu wahrnehmen und reflektieren lernen; sie können entdecken, wie Einheit in Vielfalt gelebt werden, wie Gemeinde als Leib Christi und Volk Gottes leben kann u.v.m. Integration von Neugetauften ist soziales Geschehen, das auf seine geistliche Tiefendimension hin theologisch gedeutet werden kann.

Wann immer ein/e »Neue/r« zu einer bestehenden Gemeinde dazu kommt, bedeutet das für alle Beteiligten eine große Herausforderung. Dies gilt für Neugetaufte ebenso wie für Menschen, die ihren Wohnort gewechselt haben. Als Christin bzw. Christ versucht man in der örtlichen Gemeinde Anschluss zu finden, um am (neuen) Ort Heimat unter Glaubensbrüdern und Glaubensschwestern zu finden. Dieser Vorgang ist höchst sensibel und spannend zugleich. Zumeist wird er mit dem Begriff der »Integration« beschrieben. Die Integration von »Neuen« in eine bestehende christliche Gemeinde bzw. Gemeinschaft ist ein hoch komplexes, soziales sowie geistliches Geschehen. In unserem Beitrag wollen wir exemplarisch einige soziologische und theologische Aspekte dieses Prozesses reflektieren.

Lernchance für die Gemeinde

Kirche ist Lebensgemeinschaft in Christus, in der Menschen gemeinsam lernen, als ChristInnen zu leben. Das griechische Wort für Jünger – mathetai – meint Schüler und Lehrlinge; und das bedeutet: Lernende. ChristInnen lernen – vor der Taufe, nach der Taufe, ein Leben lang. Christsein bedeutet: in einer Lebensgemeinschaft mit anderen immer mehr ChristIn zu werden. Der Missionsauftrag Jesu in Mt 28 verweist darauf: »Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern (=Lernenden); tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.«

Integration von »Neuen« in eine bestehende Gemeinde kann daher auch als Lernprozess verstanden werden, an dem alle Beteiligten menschlich und geistlich wachsen können. Freilich bedarf es entsprechender Strukturen und Inszenierungen, damit dieser Prozess tatsächlich wechselseitig sein kann. Denn der Raum, den die »Neuen« einnehmen und in den sie sich und ihre Erfahrungen einbringen können, ist immer nur so groß, wie ihn die bestehende Gemeinde eröffnet und mit den »Neuen« gemeinsam gestaltet.

Wie schwierig solche Prozesse sind, wird in der Reflexion einer pastoraltheologischen Studie zum Erwachsenenkatechumenat von Petr Slouk und Michal Kaplánek deutlich.¹ Jung-ChristInnen aus Tschechien wurden befragt: »Was können Sie von Christen, die als Kind oder früher als Sie getauft worden sind, lernen?« Und umgekehrt: »Was, denken Sie, können diese von Ihnen lernen?« Genannt wurden Kenntnis der kirchlichen Tradition, der Bibel und der Lesungen bei der Liturgie. Wissen und Überblick der »Alt-ChristInnen« geben Orientierung und führen in den kirchlichen Alltag ein. Als inspirierend wurde auch das Lebenszeugnis jener

»Zeugnis, dass der Glaube lebendig ist«

ChristInnen bezeichnet, die tief verwurzelt im Glauben in Treue und Ausdauer christlich lebten – auch und gerade durch die Zeit der Verfolgung im kommunistischen Regime. Verantwortungsbewusstes Beten, Ehrfurcht vor dem Namen Gottes, Pflege kirchlicher Traditionen wurden angeführt.

Umgekehrt meinten die Befragten, dass ihr eigenes, junges Glaubensleben auch Inspiration für die »Alt-ChristInnen« bedeuten kann – eine bewusstere Teilnahme am kirchlichen Leben, nach dem Motto: Weniger ist oft mehr. Persönliche Überzeugung, Authentizität, persönlicher Einsatz seien ihr besonderer Beitrag. Die Befragten hielten sich selbst für ein Zeugnis, dass der Glaube lebendig ist. Er kann, ohne von Geburt an mitgeliefert oder durch religiöse Erziehung im Kindesalter anezogen zu sein, von Einzelnen entdeckt und entfaltet werden – auch in einer säkularisierten Gesellschaft wie in Tschechien. Diese Erfahrungen bringen die Jung-ChristInnen ihrer Meinung nach in die Kirche mit. Zudem wollen sich die »Neuen« einbringen – und äußern

wesentlich drei Bedürfnisse: nach intellektueller Vertiefung des Glaubens, nach spiritueller Verwurzelung und praktischer Einführung in das kirchliche Leben.

Integration in familiäre Strukturen?

Dennoch verweisen die Studienergebnisse darauf, dass Integration als wechselseitiger Prozess von Nehmen und Geben zwischen den Alteingesessenen und den Neuzukömmlingen sein Potenzial nicht immer entfaltet. Wie steht es um die Möglichkeiten des reflektierenden Erfahrungsaustausches beider Gruppen? Kommen die Erfahrungen und Wünsche der »Neuen« ausreichend zu Wort? Können sie sich mit ihren Beiträgen einbringen und Gemeinde mitgestalten?

Die so genannten »Integrierten« der Studie – jene, die regelmäßig am gottesdienstlichen Leben teilnehmen, sich in einer Bibel-, in einer Ehe- oder ähnlichen Kleingemeinschaft engagieren und Mitverantwortung und Dienste in der Gemeinde übernehmen – haben sich ohne Zweifel in eine bestimmte Sozialform von Glaubensleben eingefügt. Auffallend sind aber eine gewisse Binnenorientierung dieser Gruppen auf innerkirchliches Leben sowie der fehlende Bezug zu Universalkirche, zu Ökumene und Gesellschaft. Und: Sind jene, denen diese Art, Gemeinde zu leben, nicht entspricht, schon per se »nicht-integriert«?

Auch die, deren Beweggrund für die Taufe eine Hochzeit oder der »familiäre Friede« waren, sind vorrangig über die Familie in die Kirche eingebunden und zeigen solch ekklesiologisch anfragenswerte Binnenorientierung. Sie zeigen, was empirischen Studien² zufolge charakteristisch für christlichen Glauben in mitteleuropäischen Regionen ist: ein oftmals primär individua-

listisch und familial strukturiertes Glaubensleben. Solches ist legitim, zeigt aber auch eine gewisse »verbürgerlichte« Schiefelage – gehört zum christlichen Glauben doch immer auch der (gesellschafts)politische Bezug und die Frage, wie in Zeiten sozio religiöser Transformationsprozesse ein Glaubensleben und -lernen aussehen kann, das sich nicht primär um Heimat und Familie rankt.

»Manche Gemeinden erschöpfen sich im binnenfixierten Aktionismus eines harten Kerns und können nicht mehr wahrnehmen, was Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen sind, mit denen sie Tür an Tür leben. Vor allem wächst die Sehnsucht nach spirituellen Erfahrungen und nach sinnvollem sozialen Engagement gerade unter Menschen in unseren Breiten.«³ Friktionsfreie Zugehörigkeit und Zufriedenheitsgefühl sind jedenfalls theologisch sicher nicht ausreichende Qualitätskriterien für gelungene Integration.

Anfrage an die Gemeinden

Auch die anderen Gruppen, bei denen die Integration laut der erwähnten Studie nicht gelungen ist, sind eine Anfrage an die Gemeinden und die Kirche. Neben den individuellen Schwierigkeiten der Befragten, verweist der Befund indirekt auch auf wesentliche Elemente von Integration: persönliche Begleitung des Neugetauften, tragfähige und belastbare Beziehungen, nachgehende Aufmerksamkeit und reflektierendes Gespräch über den Integrationsprozess, eine größere Vielfalt an Lebensgemeinschaften, Lebensformen und Teilhabemöglichkeiten.

Ein Verständnis von Integration als wechselseitigem Lernprozess könnte hier helfen, diese Elemente person-, situations- und zeitgerecht zu entwickeln. Die »Eingesessenen« könnten

sich fragen: Was können wir als Gemeinde von den Neu-ChristInnen lernen? Diese bringen ja ihre je persönlichen Lebens- und Glaubenserfahrungen mit. Auf diese zeitgerecht zu hören, lässt auch in bezug auf christliche Gemeindeformen erfinderischer werden. Integration meint ja nicht, alles für die Neugetauften zu tun, sondern mit ihnen gemeinsam als Gemeinde zu wachsen.

Die Studienergebnisse ermöglichen es, Gemeinde für das Problembewusstsein zu sensibilisieren. »Erfolg« und »Misserfolg« von Integration sind offenbar nicht automatisch und ohne weiteres auszumachen. Theologisch reichen weder Zufriedenheit der Integrierten noch der Gemeinde aus und auch nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sozialform, um festzustellen, Integration sei gelungen. Umgekehrt bedeutet auch »Scheitern« nicht automatisch das Ende eines Integrationsprozesses; entscheidend ist, woran und wie gescheitert wird, und was daraus gelernt werden kann – von den neuen und alten ChristInnen.

Verortung des Glaubens

Neugetaufte »müssen mehr und mehr herausfinden und erproben, wo ihr eigener Ort als Christ und Christin in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft ist. Sie müssen Formen finden, wie sie den Glauben in ihrem Alltag eigenständig leben können. Dies wird umso besser möglich sein, wenn regelmäßiger Kontakt und Austausch mit anderen Christen gegeben sind, wobei den Paten eine besondere Verantwortung zukommt.«⁴

Mit der Taufe wird ein Mensch in die Kirche eingegliedert. Dies eröffnet einen großen Raum an Lebensmöglichkeiten. Keinesfalls wird der/die Einzelne von vornherein auf eine bestimmte soziologische Form von Christsein fest-

gelegt, auch nicht auf eine bestimmte Gemeindeform. Entscheidend sind Kontakt und Austausch – also Beziehung zu anderen ChristInnen. Ohne die Gemeinschaft mit anderen ChristInnen kann niemand Christ werden. Ohne sie vertrocknet der Glaube zur Theorie und Weltanschauung ohne Lebenspraxis. Aber: Ziel der Integration ist nicht in erster Linie die An- und Einpassung in eine bestimmte Gemeinde, sondern konkrete Verortung des Glaubens in der Kirche, sodass dieser werden kann, was er ist: eine Lebenspraxis mit anderen. Ziel ist, dass der/die Neugetaufte, den ihm/ihr gemäßen Ort in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft findet. Dieses Ziel ist ein maßgebliches Kriterium von Integration.

Entscheidend ist: Der/die Neugetaufte soll seine von Gott her ergangene Berufung und die ihm dazu geschenkten Charismen entdecken, entfalten, entwickeln, leben und einbringen können. Er soll seinen Dienst in Kirche und Gesellschaft sinnvoll, hilfreich und in Freude ausüben

»Lebenspraxis mit anderen«

können. Die Neugetauften sollen ihren Glauben in Gott tief verwurzeln, spirituell wachsen und feiern können; das Wort Gottes hören und die Sakramente feiern. Das bedarf eines Ortes, an dem dies entdeckt, gelernt, geübt werden kann – mit anderen, die begleiten, anfragen, bekräftigen oder Kritik üben. Hierzu soll Integration in Gemeinde dienen.

Gemeinde ist also Lernort, der Einzelne zu ihrem eigenen christlichen Leben befreien und ermächtigen kann. Es geht nicht um Stabilisierung und Anpassung, Formatierung und Sesshaftwerdung. Die Verortung in einer Gemeinde ermöglicht, dass Glaube lebendig bleibt: mit WegbegleiterInnen vertieft und gepflegt wird, in Kirche und Gesellschaft wirken kann. Der Neu-

getaufte soll ein mündiger Christ, eine mündige Christin werden können. Mit dem evangelischen Theologen Hans-Jürgen Fraas⁵ lässt sich ein solcher beschreiben als einer, der die ihm gemäße Form des Christ-Seins sucht – und was dies heißt, erfährt er im Ausstrahlungsbereich christlicher Gemeinde.

Dieses Ziel erinnert zugleich die Gemeinde daran, was ihr selbst aufgegeben ist. Die Aufgabe, mündige/r Christ/in zu werden, ist ja für jede und jeden unabgeschlossen und unab-schließbar. Keine Gemeinde hat schon alle

»Keine Gemeinde hat schon alle Möglichkeiten ausgeschöpft, den christlichen Glauben zu leben.«

Möglichkeiten ausgeschöpft, den christlichen Glauben zu leben. So betrifft das Ziel, den je eigenen Ort in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft zu finden, jedes Gemeindemitglied und die Gemeinde als ganze – und immer wieder neu. Integration von Neugetauften versetzt in Bewegung – und kann unruhig machen: Wer bin ich als ChristIn? Worum willen leben wir als Gemeinde?

Die »Neuen« können die »Alten« daran erinnern, dass Christwerden ein ständiger Prozess ist; dass Gemeinde kein Selbstzweck ist, sondern Berufung und Auftrag hat.

Modelle von Integration

Wenn Kirche dazu da ist, »Einheit in Vielfalt« darstellen und fördern zu können (vgl. LG 1), dann hat das auch Auswirkungen auf die Bilder und Vorstellungen, wie »gelungene« Integration aussieht und wie sie zu erreichen ist. In der Soziologie bedeutet Integration (abgeleitet vom lateinischen *integratio*, »Ganzwerdung«) die pro-

zesshafte Ausbildung eines Ganzen. Integration beschreibt einen dynamischen, lange andauernden und sehr differenzierten Prozess des Zusammenfügens und Zusammenwachsens von Unterschiedenen zu einer Einheit bzw. Ganzheit – mit dem Ziel, Exklusion (Ausschluss) und Segregation (Absonderung) zu minimieren. Ermöglichung von Partizipation spielt dabei eine Schlüsselrolle.

Es lassen sich typologisch drei Modelle charakterisieren. Im Assimilationsmodell bedeutet Integration, dass sich jemand (z.B. ein/e Migrant/in) der dominanten Mehrheitskultur des Aufnahmelandes einzufügen und seine Andersartigkeit aufzugeben hat. Zugehörigkeit erfolgt über Anpassungsleistung. Im Separations- und Exklusionsmodell wird Integration über die Erfüllung von Regeln und Bestimmungen erreicht, die jemand zu erfüllen und einzuhalten hat, um dazuzugehören. Eine solch formale Integration fördert das Entstehen von Subkulturen und Son-

»sozioökonomische und politische Teilhabemöglichkeiten«

dergruppen, die ausgeschlossen sind. Das multikulturelle Modell ermöglicht Integration dadurch, dass die zu Integrierenden sozioökonomische und politische Teilhabemöglichkeiten eröffnet bekommen. Zugleich werden die kulturellen Unterschiede explizit respektiert und geschützt. Die kulturelle Identität kann bewahrt werden, die zu Integrierenden haben am Ganzen teil und gestalten es mit. Integration bedeutet Zugehörigkeit und Teilhabe an der Gestaltung des Gemeinsamen.

Überträgt man diese Modelle auf Pfarrgemeinden, findet man wohl alle drei auch in jeweiligen pastoralen Varianten. Versteht man Einheit jedoch als Liebe zur Vielfalt und zur Differenz und darin als wechselseitigen Lernprozess,

trägt keines der Modelle weit genug. Ein bloß assimilierter Christ kann seine spezifischen Charismen nicht entwickeln und einbringen – die Gemeinde entwickelt sich nicht weiter. In einer Gemeinde, die Zugehörigkeit formal ermöglicht,

»Einheit als wechselseitiger Lernprozess«

gehört der »Neue« (bestenfalls) zu der Gruppe, zu der er am besten passt und pflegt dort seine Identität; auch hier lernt weder er noch die Gemeinde dazu. Das multikulturelle Modell schützt zwar die Identität des »Neuen« und lässt ihn am Gemeinwohl der Gemeinde mitgestalten, aber seine spezifischen Charismen bleiben als Lernherausforderung für alle unsichtbar.

Einheit in Vielfalt

Ein Verständnis von »Einheit in Vielfalt« als Beziehungsprozess, in dem Pluralität und Differenzen wesentliche Lernmöglichkeiten für alle Beteiligten sind, muss weiter gehen. Die Unterschiede zwischen den »Neuen« und den »Alten« bzw. den »Alten« untereinander sind nicht nur zu schützen, sie sind offensiv ans Licht zu holen und reflex zu thematisieren. Nur so sind Entwicklung und Wachstum für alle möglich. Die Unterschiede und Konflikte sind ein unschätzbares Potenzial für die Entwicklung der Gemeinde und ihrer Mitglieder. Dies impliziert freilich Schwierigkeiten und Schmerzen – aber Einheit verweist ja nicht auf Harmonie, sondern meint Liebe. Wachstum in der Liebe ist ohne Leiden aber wohl kaum zu haben.

Entscheidend für ein ekklesiologisch angemessenes Integrationsverständnis scheint also die Frage zu sein: Wie werden Einheit, Pluralität und Differenz in ihrem Zusammenhang wahr-

genommen und interpretiert? Gelten Differenzen und Konflikte als Störungen, die es rasch zu beseitigen gilt, weil sie zerstören? Oder machen sie authentische Einheitserfahrung überhaupt erst möglich? Menschen können nur einig sein, wenn sie ihre Einzigartigkeit und Andersheit verstecken oder draußen halten müssen und als ganze – so wie sie sind – sein dürfen. Integration, die auf »Ganzheit« zielt, muss aus christlicher Sicht immer auch und gerade die Anders- und Einzigartigkeit des Einzelnen im Blick haben, wahren und fördern.

Zur Ganzheit, die Integration erstrebt, gehören daher wesentlich Fragmentarität, Unvollkommenheit, Unterschiede. In der Liebe sind sie »aufgehoben« – gerade nicht beseitigt, sondern sie kommen zum Leuchten. Differenzen sind von daher als jene Grenzerfahrungen zu verstehen, an denen und durch die der Einzelne und die anderen in der Erkenntnis des Ganzen und der Wahrheit wachsen und sich entwickeln können. Einheit ist möglich nur durch Gott, der als Liebe die Unterschiede und Brüche zusammenhält.

In der integrativen Pädagogik – das ist jene Pädagogik, die sich mit der Integration von Kindern mit und ohne Behinderung beschäftigt – gibt es ein Paradigma, das für Integrationsprozesse, die vom Geist Christi getragen sind, passend scheint: »Normal ist verschieden zu sein.«⁶

»Normale Menschen gibt es nicht.«

Die Andersartigkeit der neu Hinzugekommen kann für die Gemeinde die Erinnerung daran sein, dass alle Menschen, auch die Alteingesessenen, verschieden sind. »Normale« Menschen gibt es nicht. Jede/r hat seine spezifischen Begabungen und Berufungen, die er/sie einbringen kann. Erst die bejahende und reflektierte Wahrnehmung und Anerkennung, dass Menschen

verschieden sind, bildet die Grundlage für eine »gelungene« Integration.

Kirchen- und Gemeindebilder

Für das Gelingen eines Integrationsprozesses spielen auch die Bilder von christlicher Gemeinde und Kirche – die Individuen wie auch die Gemeinde prägen – eine entscheidende Rolle: Kirche als Heimat, Burg, Weggemeinschaft. Diese wecken wiederum bestimmte Gefühle in uns (Sicherheit, Nähe, Freiheit), Sehnsüchte und Träume (Heimat, Geborgenheit, harmonische Familie). Ob ich Kirche mehr als bergende Kuschelcke sehe, die nicht durch andere und Fremdes gestört werden darf – oder ob ich Kirche mehr in der Tradition des Exodus sehe, der Aufbruchsstimmung weckt und Offenheit für Neues anzielt, macht einen entscheidenden Unterschied.⁷

Jeder von uns trägt solche Kirchenbilder in sich, auch wenn sie durchaus widersprüchlich sein mögen und meist vorbewusst sind. Wenn sie sich auch der exakten (wissenschaftlichen) Beschreibung entziehen, bleiben sie dennoch nicht wirkungslos, sondern steuern und beurteilen unser Verhalten – auch neu Zugezogenen gegenüber. Sie bestimmen, wie und wo wir uns selbst und anderen einen Platz im Gefüge der christlichen Gemeinde zugestehen und zuweisen. Kirchenbilder bieten also nicht nur Orientierung, sondern sie ermöglichen oder verhindern auch eigene sowie gemeindliche Entwicklungen.

Welche Bilder von Gemeinde können nun dazu beitragen, dass v.a. die »Neuen« mutig auf bestehende Gemeinden zugehen? In den Vorstellungen von einer christlichen Gemeinschaft vermischen sich soziologische und theologische Bilder. Unter diesen Bildern wird sich vermutlich einiges finden, was Karl Rahner als »subku-

tane Häresie« einordnen würde. Denn obwohl das Zweite Vatikanische Konzil die dynamischen, biblischen Bilder einer christlichen Gemeinschaft wieder in Erinnerung gerufen hat, bleibt der Eindruck bestehen, dass die über Jahrhunderte eingeübte antimodernistische Haltung der Kirche, in der sie sich wie eine feste Burg gegen den Anprall der Sündigkeit der modernen Welt schützte, noch nicht überwunden ist. Diese Burgmentalität bekommen leider auch neue Mitglieder zu spüren.

Leib Christi und Volk Gottes

Von den vielen Bildern, die das Zweite Vatikanum zu neuem Leben erweckt hat und durch die sich das Grundverständnis von Kirche als »Communio«, als Gemeinschaft der Gläubigen mit Gott und untereinander, wie ein roter Faden durchzieht, sollen zwei zentrale Bilder herausgegriffen werden. Durch viele Jahrhunderte hindurch hat sich die Kirche vor allem als mystischer Leib Christi verstanden. Während bei Paulus (vgl. 1Kor 12,12-31) das Bild vorrangig dazu diente, den Austausch innerhalb eines lebendigen Organismus und die gegenseitige Ergänzung darzustellen, wurden in der Geschichte der Kirche die Unterschiede zwischen den hierarchischen Ständen, den Klerikern und den Laien, damit bezeichnet und legitimiert. Diese Interpretation wurde durch das Zweite Vatikanische Konzil zurückgewiesen und die ursprüngliche Bedeutung, nämlich dass die verschiedenen Glieder einander ergänzen und aufeinander angewiesen sind und zwar jenseits institutioneller Rangunterschiede (vgl. LG 6) wieder betont.⁸ Dieser ergänzende Charakter ist für die Aufnahme neuer Mitglieder in die christliche Gemeinschaft zentral. Denn keine einzelne Berufung kann »das zeichenhafte Zeugnis des Geheimnisses Christi

voll ausschöpfen, sondern lediglich einen Teil davon zum Ausdruck bringen. Nur die Gesamtheit der Gaben macht den Leib des Herrn sichtbar.«⁹

Das zweite Bild, nämlich Kirche als Volk Gottes (z.B. LG 2), weist darauf hin, dass Gott der Handelnde ist und das Volk sein Eigentum. Er beruft das Volk, schließt mit ihm einen Bund, von ihm geht immer wieder die Initiative aus. Diese Sicht bewahrt die Kirche davor, sich als rein menschliche Einrichtung zu sehen. In unserem Zusammenhang besagt dies, dass nicht wir andere Menschen zur Kirche berufen, hinzufügen oder das Recht hätten, ihnen den Zugang zu erlauben oder zu verweigern, sondern Gott als der Rufende. Zugleich besagt das Bild, dass diese Berufung nicht für jeden einzeln geschieht – unabhängig und isoliert –, sondern dass Gott die Berufenen zu einem Volk zusammenfügt. Diese mit der individuellen Berufung geschenkte Gemeinschaft ist keine beliebige Eigenschaft, sondern ein konstitutives Wesensmerkmal christlicher Existenz.

Charakter des Unfertigen

Darüber hinaus macht das Bild vom pilgernden Gottesvolk deutlich, dass die Kirche auf ihrem Weg einer ständigen inneren und äußeren Wandlung (*Ecclesia semper reformanda*) unterworfen ist. Die Kirche steht unter dem Charakter des Vorläufigen, Unfertigen und bildet also alles andere als eine »perfekte Gesellschaft«: Die Kirche »wird erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet werden ... Bis es aber einen neuen Himmel und eine neue Erde gibt, in denen die Gerechtigkeit wohnt (vgl. 2 Petr 3,13), trägt die pilgernde Kirche in ihren Sakramenten und Einrichtungen, die noch zu dieser Weltzeit gehören, die Gestalt dieser Welt, die vergeht...« (LG 48).

Die Kirche hat den historischen Auftrag, den Willen Gottes und das Evangelium immer besser zu verstehen, zu leben und zu verkünden. Für unser Thema heißt dies, dass sich jede Gemeinde angesichts potentieller neuer Christen die Frage stellen muss, in welcher Weise diese die Weiterentwicklung der Gemeinde fruchtbar fördern können. Die Kirche öffnet sich der Welt, indem potentiell neue ChristInnen und neue Mitglieder als Chance gesehen werden können, das Evangelium immer besser zu erkennen und in der Welt zu leben.

Blickt man in die Urkirche, so war sie wohl durch einen neuen, gemeinschaftlichen Lebensstil charakterisiert. Menschen verschiedenster Herkunft, mit unterschiedlichsten Sprachen und aus verschiedenen sozialen Schichten nannten sich »Bruder« und »Schwester«. Es ist davon auszugehen, dass es die Konkretisierung dieser potentiell universellen Gemeinschaft und der Gastfreundschaft gegenüber jeder/m war, die die gewaltige Anziehungskraft des Urchristentums ausmachten. »[Ihr] seid zu einem neuen Menschen geworden, der nach dem Bild des Schöpfers erneuert wird, um ihn zu erkennen, Wo das

**»Alle Menschen sind
aus Gnade
zum Glauben gekommen.«**

geschieht, gibt es nicht mehr Griechen oder Juden, Beschnittene oder Unbeschnittene, Freunde, Skythen, Sklaven oder Freie« (Kol 3,10f.). In der Sprache von heute müssen wir sagen, dass hier eine multikulturelle Gesellschaft vorlag, die sich nicht aus gegenseitiger Sympathie bildete, sondern in der zum einen einander fremde Menschen in einem tieferen Sinn verbunden und zum anderen bestehende Unterschiede durch die geschenkte Gemeinschaft mit Gott heilsam relativiert wurden.

Die Maßstäbe und Bilder, die in einer christlichen Gemeinschaft gelten, werden von Gott neu gesetzt. Es ist dies der Vorrang der Gnade. So wie sich in der Urgemeinde die Juden als das erstberufene Volk gegenüber den »Spätberufenen«, den Heiden, nicht besser dünken konnten, so können auch heute die so genannten »älteren Mitglieder« gegenüber den Neuhinzugekommenen keine Privilegien geltend machen. Alle Menschen sind – die einen früher, die anderen später – aus Gnade zum Glauben gekommen. Das weckt Dankbarkeit.

Berufung leben und Charismen entfalten

Das Finden eines Platzes in der christlichen Gemeinschaft ist theologisch nicht nur mit soziologischen Kategorien, etwa mit dem Begriff der Integration, angemessen zu erfassen. Das Finden eines Platzes in einer christlichen Gemeinschaft ist vielmehr eng mit dem Entdecken und Leben der eigenen Berufung und der Entfaltung der von Gott geschenkten Charismen verbunden: für den Einzelnen und für die Gemeinde als ganze. Als Mitglieder der Gemeinschaft sind wir aufgerufen, einander in geschwisterlicher Aufmerksamkeit im Entdecken und Leben der persönlichen Berufung gegenseitig zu unterstützen und zu begleiten.¹⁰

Freilich sind wir darin reichlich ungeübt und müssen besser sehen lernen, was Gott den Einzelnen an Gaben zum Aufbau der Gemeinde geschenkt und welchen Platz er für ihn/sie ausgedacht hat. Persönliche Berufung und gemeinsamer Glaubensweg einer Gemeinde verschränken sich und bedingen einander. Denn die geschenkten Gaben entfalten ihre volle Kraft erst in Kommunikation mit anderen Charismen und sind dadurch zugleich geschützt vor Fehlent-

wicklungen. Ziel ist die erlöste Verschiedenheit im Leib Christi (vgl. 1Kor 12). Wenn Gott der christlichen Gemeinschaft neue Mitglieder zugesellt, dann ist die Aufnahme mehr als eine sozialpsychologische Frage. Und auch die vorhandene Pluralität ist für die Kirche nicht einfach ein in Kauf zu nehmendes Übel, sondern eine mit den Augen des Glaubens erkannte Wirkung des

»Die Aufnahme ist mehr als
eine sozialpsychologische Frage.«

einen Geistes, der die verschiedenen Berufungen wachsen lässt. Der separierende Individualismus wird überwunden, indem die Entfaltung der Charismen an die Gemeinschaft gebunden wird. Dass eine solche Gemeinschaft gelingt, in der jeder seinen guten Platz hat und seine von Gott geschenkte Berufung leben kann, liegt letztlich nicht nur in der Macht der Mitglieder: Es ist Geschenk.

Bei allen Überlegungen zu diesem Thema ist es tröstlich und gut zu wissen: Während jeder/jede von uns noch unterwegs ist, seinen/ihren Platz zu finden, hat Gott uns schon gefunden. Er hat uns auf ewig in seine Hand geschrieben, und wir haben einen Platz in seinem Herzen.

Regina Polak, Dr. theol., Mag. Phil., MAS (Spirituelle Theologie), ist Assistentin am Institut für Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind empirische Religions- und Werteforschung sowie Religion, Glaube und Kirche in gesellschaftlichen Transformationsprozessen.

Joannes Panhofer, Dr. theol., ist Assistent am Institut für Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck. Seine Forschungsschwerpunkte sind Gemeindeentwicklung und -leitung, »neue Religiosität«, empirische Sozialforschung und Pastoralpsychologie.

¹ Vgl. Petr Slouk: Wie Erwachsene Christen werden. Zur Eingliederung von erwachsenen JungchristInnen in Tschechien, in: *DIAKONIA* 39 (2008), 438-444; Michal Kaplánek: Warum Erwachsene Christen werden. Motive der Erwachsenentaufe in Tschechien, in: *DIAKONIA* 39 (2008) 276-283.

² Z.B. Bertelsmann-Stiftung: Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007. – Paul M. Zulehner/Regina Polak: Von der »Wiederkehr der Religion« zur fragilen Pluralität, in: Christian Friesl/Regina Polak/Ursula Hamachers-Zuba (Hg.), *Die Österreicher/-innen. Wertewandel 1990-2008*, Wien 2009, 143-206.

³ Bernhard Spielberg: Importware oder Impulsgeber? Was steckt hinter

dem Asian Integral Pastoral Approach?, in: *DIAKONIA* 38 (2007) 183-190, 187.

⁴ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Erwachsenentaufe als pastorale Chance. Impulse zur Gestaltung des Katechumenats (Arbeitshilfen 160)*, März 2001, 19.

⁵ Hans-Jürgen Fraas: *Religiöse Erziehung und Sozialisation im Kindesalter*, Göttingen 1973.

⁶ Gottfried Adam/Roland Kollmann/Annebelle Pithan (Hg.): »Normal ist, verschieden zu sein.« *Das Menschenbild in seiner Bedeutung für religionspädagogisches und sonderpädagogisches Handeln. Dokumentationsband des Vierten Würzburger Religionspädagogi-*

schen Symposiums, Münster 1994.

⁷ Vgl. Wilhelm Bruners, *Gottesbild und Persönlichkeitsstruktur*, in: *Lebendige Katechese* 16 (1994) 83.

⁸ Vgl. Otto Hermann Pesch, *Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte*, Würzburg 2001, 181.

⁹ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Neue Berufungen für ein neues Europa (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 131)* Bonn 1998, 43f.

¹⁰ Vgl. zur begleitenden, hirtlichen Basiskompetenz aller Gläubigen: Hermann Stenger, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder*, Innsbruck 2000, bes. 17-21.